

Lesung

Matthäus 22,15-22

15 Damals kamen die Pharisäer zusammen und beschlossen, Jesus mit einer Frage eine Falle zu stellen.

16 Sie veranlassten ihre Jünger, zusammen mit den Anhängern des Herodes zu ihm zu gehen und zu sagen: Meister, wir wissen, dass du die Wahrheit sagst und wahrhaftig den Weg Gottes lehrst und auf niemanden Rücksicht nimmst, denn du siehst nicht auf die Person.

17 Sag uns also: Was meinst du? Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen, oder nicht?

18 Jesus aber erkannte ihre böse Absicht und sagte: Ihr Heuchler, warum versucht ihr mich?

19 Zeigt mir die Münze, mit der ihr eure Steuern bezahlt! Da hielten sie ihm einen Denar hin.

20 Er fragte sie: Wessen Bild und Aufschrift ist das?

21 Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Darauf sagte er zu ihnen: So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört!

22 Als sie das hörten, staunten sie, liessen ihn stehen und gingen weg.

Gedanken zur heutigen Lesung

Liebe Gemeinde

Der Text für unsere Betrachtung heute ist äusserst gefährlich. Es gibt kaum einen Text in der Bibel, wenn ich es mir überlege, der nicht mehr Schaden angerichtet hätte als dieser: «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.» Herrscher aller Art haben sich schon als Kaiser gewähnt und dabei den Heiland gleich mit beiden Ellenbogen zur Seite geschubst. Denn: Das «Aber Gott, was Gottes ist» haben sie entweder ignoriert oder – schlimmer noch – instrumentalisiert.

Die textliche Voranstellung, zuerst Kaiser und dann Gott, wenn überhaupt, verleitet zur Priorisierung; dem Kaiser, oder allgemein der weltlichen Gewalt, gebührt Gehorsam zuerst und wenn ihr dann auf den lieben Gott zu reden kommt, dann so, wie dieser ja hat ausrichten lassen, nämlich dass dem Kaiser, bitteschön, Geld und Gefolgschaft gehöre.

Wer hier Zweifel hat, sei auf die Geschichtsbücher verwiesen, die fast lückenlos von Herrschern «von Gottes Gnade» erzählen, oder man nehme gar kirchliche Gesangbücher von 1939 oder 1941, zum Beispiel, wo die Treue zu Jesus kurzerhand durch die Treue zum aktuellen Herrscher und Regime ersetzt wurde.

Kritiker verweisen mitunter genau auf diesen Missbrauch des Evangeliums durch weltliche Herrscher, wenn sie von Religion als Opium des Volkes reden, wie Marx dies tat, oder als Opium für das Volk wie es ein halbes Jahrhundert später Lenin tat. Zweifelsohne haben sich auch Kirchen einspannen lassen und tun dies mancherorts immer noch, man denke doch nur an das unterwürfige Verhältnis zwischen Kirche und Kreml ganz aktuell. Es gilt hier also zu unterscheiden, und eine reflektierte Auseinandersetzung mit dem Vers «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Und Gott, was Gottes ist» ist grundlegend wichtig für die Diskussion über Religion, Kirche und weltliche Macht.

Simone Weil, die grosse französische Philosophin, war übrigens der Meinung, dass Revolutionen das Opium des Volkes seien, ganz grundsätzlich, und sie weist damit diejenigen zurecht, die einerseits die transformierende Macht der Spiritualität verkennen und andererseits genau das von Revolutionen erwarten, was diese ganz sicher nicht können, nämlich den Menschen verändern und irdische Paradiese schaffen.

Der Wunsch, die Welt zu verändern, ist natürlich auch die grosse Kulisse, vor der sich die Heilsgeschichte im Matthäusevangelium abspielt. Die irdische Heimat Jesu, der jüdische Staat, war seit 63 v.Chr. ein von Rom abhängiges Königtum und nicht wenige Juden wollten die volle politische Unabhängigkeit wieder herstellen. Rom liess Aufständische regelmässig kreuzigen – zu Tausenden; insbesondere Pontius Pilatus hatte den Ruf, Juden auch ohne Prozess als Abschreckung zu kreuzigen, weshalb er schliesslich im Jahr 36 als Statthalter Judäas abgesetzt wurde – aber nicht bevor er Jesus ans Kreuz schlagen liess. Gemäss lateinischer Inschrift am Kreuz, INRI, war das Vergehen nach geltendem römischem Recht eindeutig: Jesus hatte behauptet, König der Juden zu sein.

Der wörtlichen Aussage steht der ignorierte Kontext gegenüber, für den sich weder Pontius Pilatus interessierte noch die vielen Anhänger Jesu, die von ihm nichts weniger erwarteten, als dass er die römischen Besatzer vertreibe. Enttäuscht wandten sich viele von ihm ab, als sie einsehen mussten, dass Jesu nicht gekommen war, ihr Reich auf Erden wieder

herzustellen; das Königreich von dem er sprach, hatte nichts mit der Staatsmacht gemein, weder der römischen noch der jüdischen.

Vor diesem Hintergrund verstehen wir die Brisanz der Frage: Sollen wir den römischen Besatzern Steuern bezahlen? Die falsche Antwort hätte ihn gleich zum Aufwiegler gemacht und damit höchst wahrscheinlich noch vor der Zeit gleich ans Kreuz gebracht. Doch ein einfaches Ja kam für Jesus auch nicht in Frage – nicht, weil er den vorzeitigen Konflikt mit der Staatsmacht hätte vermeiden oder den eskalierten Streit mit den Umstürzern hätte in Kauf nehmen wollen, sondern weil ein einfaches Ja zur Steuerfrage die Heilsgeschichte nicht vorangebracht hätte und keine Aussage zum Königreich, das Jesus meinte, gemacht hätte. Denn mit der Aufforderung «Aber Gott, was Gottes ist» wird die Voraussetzungen genannt, die dem Reich Gottes erkennbare Konturen verleihen. Das Reich, von dem Jesus König ist, kennt keine Steuern, sondern Hingabe, keinen Zwang, sondern Freiheit.

Ähnlich argumentiert auch Tertullian, der Kirchenlehrer aus Nordafrika, der schon im 2. Jahrhundert darauf hinweist, dass die Münze das Ebenbild des Kaisers trägt und deshalb dem Kaiser gehört. Der Mensch aber, sagt Tertullian, ist das Ebenbild Gottes, deshalb gehört der Mensch Gott. Der frühe Kirchenlehrer stellt somit ein deutliches Gefälle dar zwischen dem, was der Mensch Gott schuldet und dem, was der gleiche Mensch dem Staat zu entrichten hat. Die Hingabe an Gott ist viel wichtiger, als die Abgabe an den Staat.

Aber: Martin Luther hat im frühen 16. Jahrhundert mit seiner Zwei-Reiche-Lehre ein «Sowohl-als-auch» ins Spiel gebracht und darauf bestanden, dass der Obrigkeit Gehorsam geschuldet sei – ein Verhaltensmuster, das sich in seinem Land nicht nur zum Vorteil entwickelt hat. Die genannten Vorwürfe der Instrumentalisierung der Kirche gehen zu grossem Teil darauf zurück und wir müssen festhalten, dass in der Geschichte der Neuzeit der unkritische Umgang mit der angeblich gleichgestellten Doppelforderung zugunsten Staat und Gott viel Übel angerichtet wurde. Da nützt auch der Verweis auf Paulus nichts, der im Römerbrief 13,1-7 ebenfalls zum Gehorsam gegenüber dem Staat ermahnt, was von den Befürwortern des starken Staats nur zu gern unkritisch und ausserhalb jedes Kontexts herangezogen wird. Dabei dürfte es auch dem gelegentlichen Bibelleser schnell klar werden, dass es bei Paulus eine überaus deutliche Vorstellung der Prioritäten gibt, ausgehend von der Nachfolge Christi, die keine Kompromisse zulässt. Schon wenige Zeilen später im Römerbrief spricht er von der Liebe als Erfüllung des Gesetzes und den «Waffen des Lichts», also nicht

gerade von den Tugenden in den Diensten des bösen Staats. Mit anderen Worten, während Paulus dem Staat als Garant gegen das Chaos der Barbaren etwas abgewinnen kann, hat er mit seiner eigenen Hingabe und Nachfolge Christi mehr als deutlich bewiesen -- und sein Leben dafür geopfert, dass Gott zu geben, was Gottes ist, für ihn, Paulus, oberste Priorität hat.

Mit dem «Ja, aber» erzeugt Jesus die Gegenüberstellung, an der sich die Gemüter erst recht scheiden. Er wartet mit einer Antwort auf, die verblüfft, wie wir lesen, und die den Sprengstoff beinhaltet, von dem wir es eingangs schon hatten und der uns noch heute zwingt, Stellung zu beziehen. Es ist eine Antwort, die in die Geschichte eindringt, wie kaum eine andere, mit einer Ausnahme, zu der wir noch kommen werden. Die Antwort durchdringt die Geschichte der Menschen seither, weil die schwierigen Folgefragen, die daraus entstehen, uns wörtlich ans «Lebendige» gehen. Viele seiner Zuhörer damals wandten sich von ihm ab, wie auch heute viele Menschen den harten Fragen im Leben aus dem Weg gehen. Das Dilemma, mit dem die Pharisäer Jesus eine Falle stellen wollten, löst Jesus nicht auf, er verschiebt es bloss auf eine neue Ebene. Und es ist auf dieser neuen Ebene, wo wir mit einer viel schwierigeren, zeitlosen Frage ringen müssen als bloss: Sollen wir Steuern bezahlen oder nicht? Es ist die folgenschwere Frage nämlich: Wo ist dein Herz?

Wir haben eingangs schon ebenfalls aus dem Matthäusevangelium, 6,19-23, gehört: «Denn wo dein Schatz ist, ist auch dein Herz.» (Mt 6,21) Jesus beantwortet damit die Frage nach irdischen Gütern und lässt keine Zweifel offen, dass auch in dieser Frage das Reich Gottes Priorität hat und doppelt nach, zwei Verse später: «Niemand kann zwei Herren dienen: Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird an dem einen hängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.» (Mt 6,24)

Vor diesem Hintergrund gewinnt die Antwort auf die Steuerfrage nochmals an Brisanz. Hätten die Vertreter des Kaisers die Antwort so verstanden, dass Gott in erster Linie Aufmerksamkeit, Ehre und eben das Herz gehört, dann wäre das im damaligen Verständnis möglicherweise schon Grund genug gewesen, ihn als Aufwiegler ans Kreuz zu schlagen. Andererseits lässt der historische Zusammenhang noch eine andere Interpretation zu: Kaiser Tiberius war ein hartgesottener Bursche und wenig zimperlich. Nach dem Tod seines Vorgängers Augustus im Jahr 14 übernahm er im Auftrag des römischen Senats das Prinzipat

und wurde zweiter römischer Kaiser. Wir erinnern uns, dass sein Vorgänger die Menschen in seinem Reich zählen liess und das aus keinem anderen wesentlichen Grund als die Messung und Sicherstellung des Steuersubstrats. Der römische Staat war schnell gewachsen und seine Armeen von England bis Ägypten, von Germanien bis Spanien im Dauereinsatz. Das verschlang enorme Summen, die Tiberius oft mit Gewalt, gar Folter und unter Anwendung der Todesstrafe eintreiben liess. Geschuldet war eine Kopfsteuer in der Höhe einer Drachme, vermutlich eine silbrige, wie hier abgebildet, womöglich geprägt im heutigen Lyon.

Die Menschen waren also gezwungen, für ihre eigene Unterdrückung zu bezahlen und es ist verständlich, dass sich viele dagegen auflehnten, auch wenn es in diesem Fall unklug war und Jesus mehrfach dagegen warnte. Niemand konnte zu der Zeit wissen, dass die Römer ihre latente Drohung wahr machen würden und jeden organisierten Aufstand blutig niederschlagen würden, wie es dann im Jahr 66 und folgende geschah und im Jahr 70 gar zur Zerstörung des Tempels in Jerusalem sowie zur Vertreibung der Juden aus ihrem Land führte; der Krieg dort heute ist eine Spätfolge von genau dieser Entwicklung, die zur Zeit Jesu die Gemüter derart erhitzte.

Wenn Jesus sich nun in der Steuerfrage für den römischen Zuhörer auf die Seite des Staates zu schlagen scheint, dann könnte ein Seufzer der Erleichterung durch die Vertreter der staatlichen Gewalt unter ihnen gegangen sein – und es könnte Jesus vorerst vor dem Kreuzestod verschont haben.

Wie wir wissen, kommt es dann doch anders, weil die Zweifel schwinden müssen, dass es Jesus um eine reibungslose Akkommodation mit dem Staat gehen könnte. Vielmehr gewinnt in seinen Gleichnissen und Aussagen das Reich Gottes an Konturen, wo die Prioritäten nicht mehr zu verwechseln sind. Insofern ist die Antwort Jesu auf die Steuerfrage eine Massregelung der staatlichen Gewalt in dem Sinn, dass der Staat, wenn es um die Herzen der Menschen geht, eine untergeordnete Rolle spielen muss.

Es mag sein, dass die klugen Pharisäer die weise Antwort Jesu auf die Steuerfrage in diesem Sinn interpretierten, denn sie stellten ihm abermals eine Falle. Bei Matthäus fragen sie ihn schon wenige Zeilen später: «Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste?» (Mt 22,36) Es folgt nun das bekannte Doppelgebot, das bereits Thema in der wunderbaren Predigt von Esther Maria Meyer vor zwei Wochen war. «Er antwortete ihnen: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit deinem ganzen

Denken. Das ist das wichtigste und erste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.»

Es ist eine weise Antwort, die ebenso wie die verblüffende Antwort zur Steuerfrage mit aller Wucht in die Geschichte eindringt und die Welt verändert, verändert hat. Wir sind hier zur Crux der Heilsgeschichte vorgestossen, die sämtliche weiteren Fragen unterordnet und damit auch die Steuerfrage nochmals in neuem Licht erscheinen lässt, weil sie deutlich macht, dass dort, wo unser Schatz ist, auch unser Herz sein muss. Jesus zeigt den Weg zur inneren Freiheit auf, der über die Liebe zu Gott und den Menschen geht, der uns nicht an der Steuerfrage verzweifeln lässt, sondern die Freiheit des Menschen im Glauben und in der Hingabe an Gott erkennen lässt.

Was bedeutet das für uns? Wenn nicht schon geschehen, so flattern bald diese Formulare wieder ins Haus (zeigen). Kein Kaiser mehr, der uns foltern lässt, auch wenn das Zahlen der Steuern für viele von uns durchaus mit Entbehrungen verbunden sein kann. Gerade am Freitag war ich auf der Gemeinde wegen einer Steuerfrage und ich musste nicht um mein Leben fürchten. Eine kompetente, junge Frau gab mir die gewünschte Auskunft und beantwortete meine Fragen mit einem spürbaren Wohlwollen. Und dennoch: Selbst, wenn unser Steuerfranken nicht dazu dient, fremde Armeen in unserem eigenen Land zu unterhalten, so ärgern wir uns doch ab und zu – und auch zurecht – über Verschwendung von Steuergeldern in unserem Namen. Der Staat, der unsere äussere Freiheit sichern soll, schränkt sie auch wieder ein, oft mit unserem Einverständnis, weil wir uns Regeln auferlegen, die uns zu einem organisierten statt einem chaotischen Zusammenleben zwingen.

Doch die überragende Frage bleibt im Raum. Kaiser und gar Staaten kommen und gehen, aber Gott bleibt und damit die Frage, wem wir was schulden, dem, was vergänglich ist und dem, der ewig ist?

So gesehen ist es eine rhetorische Frage. Die Karte mit der zweiteiligen Antwort Jesu soll uns daran erinnern: Wir können aufs Mal nur eine Seite betrachten, nur eine Seite kann oben liegen. Und wie legen wir die Karte heute Abend aufs Nachttischchen, mit welcher Seite noch oben, zu uns?

Wir sehen: Jesus löst das Dilemma seiner Zuhörer von damals nicht und er legt uns ein neues Dilemma auf; er verschiebt unseren Fokus weg von der Steuerfrage auf das, was wirklich wichtig ist: Auf Gott.

Die Konsequenzen sind unübersehbar. Mit der Priorisierung auf Gott, wie sie ja schon in den 10 Geboten erkennbar ist und mit dem Doppelgebot der Liebe unterstrichen wird, erlangen wir die Freiheit, die uns nie (mehr) zu Sklaven weltlicher Herrscher macht oder diese veranlassen könnte, uns, unsere Kirche oder unseren Glauben zu instrumentalisieren. Ich weiss, in der Praxis ist dies viel schwieriger als in der Theorie – und viel zu viele sind daran schon gescheitert. Doch als Orientierungshilfe ist diese Priorisierung lebenswichtig – auch für den Staat. Und diesem Aspekt wird in der Literatur m.E. viel zu wenig Bedeutung beigemessen.

Der Fokus auf Gott macht nämlich etwas mit uns und damit meine ich nicht nur diejenigen, die an ihn glauben. Die Konsequenzen reichen weit über die Gemeinde Gottes, seine Kirche hinaus. Das Salz der Erde, das dort seine Wirkung entfaltet, wo die Menschen in seinem Namen zusammenkommen, sich um ihn scharen – das lateinische Wort «circuitus», also im Kreis vereint, deutet das an und, so meint Karl Barth, ist demnach schon sprachlich der Ursprung des Wortes «Kirche» -- dieses Salz also ist für die Menschen auch ausserhalb der Gemeinde von grosser Wirkung. Die innere Freiheit, die schon im Versuch der Auflösung des geschilderten Dilemmas verborgen ist, wird zur Grundlage der äusseren Freiheit.

Mit anderen Worten, der Staat, der sich zu oft von der Kirche distanziiert, ist auf genau das «Salz» angewiesen, das er nicht selber herstellen kann. Der deutsche Staatsrechtler und Richter Ernst-Helmut Böckenförde hat es in seinen berühmten Worten 1964 so formuliert: «Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.» In seiner historisch gefärbten Darstellung spricht er von der moralischen Substanz, die für den Staat unabdingbar ist, die er aber selber nicht generieren kann. Es scheint mir gar, dass der Staat nicht nur von dieser Substanz lebt, sondern sie geradezu zerstört, indem er Begehrlichkeiten, Eigennutz und Ansprüche fördert und den Fokus auf das Ich zur Tugendhaftigkeit erklärt, wo genau das die innere Freiheit zuerst zersetzt bevor darunter die äussere Freiheit in Mitleidenschaft gezogen wird. Gleichzeitig baut der säkularisierte Staat auf ehrliche, fleissige, uneigennütige, gar selbstlose Bürger, die auf Vertrauen im menschlichen Miteinander bauen wie sie es auch erschaffen. Es sind die

Menschen, die sich ohne Eigennutz tagtäglich in der Gesellschaft, oft unentgeltlich, einbringen, die ganz praktische die Voraussetzungen schaffen, dass unser Gemeinwesen funktionieren kann. Es sind die Menschen, auf die Verlass ist, die auch Verlass auf den Staat erst ermöglichen, indem sie die Tugenden verkörpern, ohne die der Staat mehr und mehr dem Zwang verfällt, der ihn schliesslich auch zu Boden zwingt.

Der bekannte Theologe Helmut Thielicke hat es 1959 auf den Punkt gebracht, indem er sagte: «Das scheint mir unsere eigentliche Schicksalsfrage im Westen zu sein. Die lediglich konsumierte und nicht mehr produzierte Freiheit verbraucht sich. Wir verschleissen damit nur eine ausrollende christliche Tradition, die einmal den Ursprung der wahren Freiheit kannte und ihm nahe war.»

Es ist also höchste Zeit, dass wir wieder Prioritäten schaffen und auch dem Staat, in dem wir bei uns demokratisch organisiert sind, klar zu verstehen geben: Du, Staat, lebst von der Kirche, nicht umgekehrt. Und die Kirche wiederum, lebt von Jesus Christus, um den sie sich schart, wie oben im Glasfenster bildlich dargestellt. In der Verlängerung lebt also der Staat, der «sich am Wohl der Schwachen misst», wie es in der Präambel zur Eidgenössischen Verfassung heisst, ebenso von dem Salz, das wir an der Quelle schöpfen, die von Jesus kommt, der gesagt hat: Gebt dem Staat nur was er will; aber das wirkliche Leben geschieht dort, wo ihr in mir bleibt.

Wenn Jesus mit seiner Antwort auf die Steuerfrage den weisen Ausweg nimmt, so stösst er eine Türe auf, die vor uns den Raum öffnet, wo das Vergängliche dem Ewigen gegenübersteht und ihm weichen muss, wo das Kreuz zuoberst steht, auf dem Berg, wie auf der Karte hier, und das Geld, der Staat, die Zwänge weit unten angesiedelt sind, in den Niederungen der Nebensächlichkeiten, der Nörgeleien und des Neids.

Was von Menschen geschaffen ist, vergeht, was von Gott geschaffen ist, bleibt. Die Gemeinde Gottes wird bleiben. Wenn wir uns um IHN scharen, bleiben wir in seiner Liebe, bauen wir Zukunft, generieren wir die Wärme, von der auch der Staat profitiert, denn der Staat kennt keine warme Liebe. Dessen Handhabe ist notwendigerweise der Zwang, seine Hand ist kalt und seine Halbwertszeit kurz. Die Antwort Jesu auf die Steuerfrage zeigt unmissverständlich: Gebt dem Staat, was er verlangt, aber das reicht nicht, wird nie reichen und wird in keiner Weise dem gerecht, was die Menschen wirklich brauchen und was Gott gebührt: Hingabe statt Abgabe.

Vergessen wir nicht dies: Der Skandal des Kreuzes besteht darin, dass der römische Staat den Aufwiegler Jesus gekreuzigt hat, um auch symbolisch klar zu machen, dass der Einzelne der Macht des Staates ausgeliefert ist. Mit ausgebreiteten Armen soll die Kreuzigung Wehrlosigkeit, Ohnmacht und Erniedrigung des Menschen gegenüber der Staatsmacht verkörpern und symbolisieren. Doch Jesus dreht das alles um. Seine Hingabe am Kreuz für uns ist nur äusserlich ein «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.» Vielmehr ist seine Hingabe am Kreuz das ultimative «Aber Gebt Gott, was Gottes ist.» Es ist der Gehorsam gegenüber dem Willen des allmächtigen Vaters, der die Prioritäten im Leben wie im Tod setzt: «Ich überlasse die Ehre, die mir gebührt, keinem andern», haben wir in der Lesung von Jesaja (48,11) gehört. Der Staat kann von uns fast alles haben: Steuern, Abgaben aller Art, Zeit und sogar unser Leben. Aber unsere Liebe, unser Herz und unsere Hingabe -- gehören Gott.

Amen